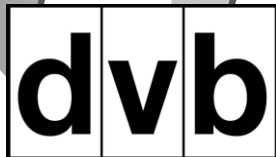


script



Deutscher Verband für Bildungs- und Berufsberatung e.V.

Hermann Rademacker

Zum gesellschaftlichen Stellenwert der Berufsberatung

Eröffnungsreferat



Jahrestagung des dvb
am 22. September 1995
in Bonn-Bad Godesberg

Dr. Hermann Rademacker, geb. 1939, Soziologe, Jugendforscher und wissenschaftlicher Referent am Deutschen Jugendinstitut in München von 1974 bis 2001, Hauptarbeitsfelder waren die Zusammenarbeit zwischen Jugendhilfe und Schule sowie Übergänge von der Schule in den Beruf, Mitarbeit in der Sächsische Arbeitsstelle für Schule und Jugendhilfe e.V., sachkundig im Bereich Schulsozialarbeit, derzeit freiberufliche wissenschaftliche Tätigkeit.

Gliederung

Neue Herausforderungen für die Berufsberatung	4
Jugendbefragung im Rahmen des Projekts „Jugend und Arbeit“ in Duisburg und München	5
Einige Ergebnisse: Unterschiede und Nicht-Unterschiede	7
• Die Bedeutung von Beruf und Arbeit	7
• Orientierungsprobleme im Hinblick auf das künftige Berufsleben	7
Die Eltern als Orientierungsinstanz – Was können sie tatsächlich leisten?	8
Die Berufsberatung als Orientierungsinstanz – Was könnte sie leisten!	9
Die Schule als Orientierungsinstanz – vergeudete Möglichkeiten	10
Die Chance für die Weiterentwicklung der Berufsberatung	11
Erwartungen und Forderungen an die Berufsberatung für die Zukunft	12

(erschien erstmals in dvb-forum „Familie“ 2/1995, Seite 46 ff)



Herausgeber der Reihe dvb-script (neue Auflage):
dvb • Deutscher Verband für Bildungs- und Berufsberatung e.V.
© Schwerte • Düsseldorf • 2005

Hermann Rademacker

Zum gesellschaftlichen Stellenwert der Berufsberatung

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich denke, es lohnt sich gerade in der Gegenwart sehr, über das Thema nachzudenken, das Sie dem Referenten für dieses Eröffnungsreferat Ihrer Fachtagung gestellt haben. Mein Anlass zum Nachdenken über dieses Thema sind allerdings nicht so sehr die – zweifellos sehr ernst zu nehmenden – Veränderungen der rechtlichen und administrativen Rahmenbedingungen der Berufsberatung, wie sie als Folge der angespannten Haushaltsslage der Arbeitsverwaltung und angesichts einer auch in der Bundesrepublik immer beliebter werdenden Tendenz der Deregulierung und der Privatisierung ehemals öffentlich erbrachter Dienstleistungen anstehen und wohl kaum abzuwenden sind, nein, mein Anlass, über dieses Thema nachzudenken sind meine Wahrnehmungen über die Situation junger Menschen im Übergang von der Schule in den Beruf und über ihren Bedarf an Unterstützung für die Bewältigung der Anforderungen dieses Übergangs, die ich im Rahmen der Arbeit im Projekt „Jugend und Arbeit“ in den vergangenen zehn Jahren am Deutschen Jugendinstitut machen konnte.

Aus den Erfahrungen, die wir bei jungen Menschen eingesammelt haben, kann man zunächst einmal ableiten:

Trotz aller negativen Bewertungen, die die Berufsberatung erfährt, ist sie das wichtigste öffentliche Dienstleistungs- und Unterstützungsangebot zur Orientierung Jugendlicher auf ihrem Weg von der allgemein bildenden Schule in die Arbeitswelt. Wie jede gute Orientierungshilfe bietet sie ihre Dienste bereits an und wird auch schon zu Rate gezogen, bevor sich die jungen Menschen konkret auf die Reise begeben, sich also nach dem Verlassen der Schule auf einen der vielen Wege beruflicher Qualifizierung machen, der für sie schließlich in Beschäftigung, in einer ihre wirtschaftliche Existenz sichernden Erwerbsarbeit enden soll. Allerdings, dieser Übergang von der Schule in den Beruf ist für junge Menschen ein biografischer Prozess, der weit mehr ist, als die Er-tüchtigung für Erwerbsarbeit. Es ist vielmehr eine biografische Statuspassage, die aus der Abhängigkeit von der und dem Behütetsein in der Herkunftsfamilie in das eigenverantwortliche Erwachsensein führt – mit all den Implikationen, die damit verbunden sind.

Auch wenn diese Statuspassage – in der Jugendforschung wird das derzeit ausführlich diskutiert – heute nicht mehr mit der traditionellen Einheitlichkeit verläuft, die wir als Normalbiografie bezeichnen, sind die Ausgangslage und das Ziel nach wie vor klar zu

benennen. Kindheit und Jugend mit ihrem weitgehend durch Entwicklung, Reifung und Lernen geprägten gesellschaftlichen Status auf der einen Seite und der eigenverantwortliche Erwachsene auf der anderen Seite, der mit allen Rechten und den notwendigen Kompetenzen und Fähigkeiten, nicht zuletzt auch den materiellen Voraussetzungen für die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben in all seinen Bereichen ausgestattet ist. Ein gelingender Übergang in den Beruf, in das Beschäftigungssystem ist – bis heute jedenfalls – unverzichtbarer Teil dieses die Persönlichkeit des jungen Menschen insgesamt betreffenden biographischen Übergangs.

Ich denke, es ist gut und notwendig, Berufsfindung und berufliche Qualifizierung immer in diesen biographischen Gesamtzusammenhang eingebettet zu sehen und zu begreifen. Nur eine Berufsberatung, der dieses gelingt, wird dem Stellenwert ihres gesellschaftlichen Auftrags gerecht. Wenn wir die Bedeutung der Berufsberatung richtig einschätzen wollen, dann müssen wir sie als Begleitung junger Menschen bei der Bewältigung dieser Statuspassage begreifen, auch wenn sie sich in Erfüllung ihres Auftrags auf Hilfen zum Gelingen Berufseinstiegs konzentriert.

An dieser Stelle könnte man eigentlich aufhören. Das Allgemeine, was zum Thema gesagt werden muss, könnte für mich jedenfalls damit erledigt sein.

Neue Herausforderungen für die Berufsberatung

Allerdings steht Berufsberatung heute vor konkreten Herausforderungen, und wenn sie ihren gesellschaftlichen Stellenwert heute auch politisch bestimmen will, dann muss sie sich bei der Bestimmung ihres Stellenwertes auf solche aktuellen und konkreten Herausforderungen beziehen. Ich will deshalb an dieser Stelle einige Erfahrungen einbeziehen, die wir in den letzten Jahren im Rahmen eines Forschungsprojekts am Deutschen Jugendinstitut gesammelt haben, um dann zu versuchen, vor diesem Hintergrund einige differenziertere Aussagen zum gesellschaftlichen Stellenwert der Berufsberatung zu machen, aus denen ich dann auch Schlussfolgerungen für Empfehlungen zur weiteren Entwicklung ableiten will.

Bevor ich damit beginne, scheint mir jedoch eine Vorbemerkung nötig, die sich auf den gelegentlich euphemistischen Gebrauch einer Bildersprache bezieht, die wir in unserem thematischen Zusammenhang gern und oft gebrauchen. Auch ich tue das, weshalb diese Vorbemerkung umso notwendiger ist: Wenn wir von Übergängen reden, macht das nur Sinn, wenn es beide Ufer, die durch einen Übergang miteinander verbunden werden, auch tatsächlich gibt. Das eine Ufer ist die Schule. Sie gibt es zweifelsfrei. Sie ist eine Pflichtveranstaltung für alle Jugendlichen, die irgendwann endet und verlassen wird. Das andere Ufer heißt Beschäftigung. Nur wenn dieses andere Ufer als eine realisierbare Möglichkeit für jeden Jugendlichen auch tatsächlich existiert, macht es Sinn, berufliche Qualifizierung im Anschluss an die Schule als Mittel der Bewältigung eines Übergangs zu begreifen und zu verstehen. Wo dieses andere Ufer als Ziel nicht sichtbar ist, wo eine Beschäftigungsperspektive nicht oder nicht für alle gegeben ist, ist das Reden von „Übergängen“ eine außerordentlich problematische Angelegenheit. Die Erreichbarkeit des anderen Ufers ist nämlich nicht zuletzt auch die Voraussetzung dafür, dass junge Menschen „im Übergang“ ihren individuellen Qualifizierungsanstrengun-

gen einen Sinn zuschreiben können. Wo dieser Sinn fehlt, sind Resignation und Motivationsverlust als Ergebnis von Maßnahmen wahrscheinlicher als der angestrebte Qualifikationszuwachs. Wir sollten uns darüber einig sein, dass wir kein Recht haben, solche negativen Ergebnisse, wenn sie als Folge der Unerreichbarkeit, der Unmöglichkeit, des angestrebten Berufseinstiegs eintreten, den einzelnen Jugendlichen anzulasten, denn die Ursache dafür liegt vor allem in den Verhältnissen und nicht in den betroffenen Menschen. Wenn ich also weiter von „Übergängen“ rede, dann vor dem Hintergrund dieser Vorbemerkung.

Nun zu den Erfahrungen, die ich heranziehen möchte, um eine nächste Stufe der Konkretisierung in der Bearbeitung des mir gestellten Themas zu erreichen:

Jugendbefragung im Rahmen des Projekts „Jugend und Arbeit“ in Duisburg und München

Das Deutsche Jugendinstitut hat sich in den vergangenen fast zehn Jahren im Rahmen eines Projekts „Jugend und Arbeit“ intensiv mit Fragen des Übergangs Jugendlicher von der Schule in den Beruf beschäftigt. Ein Schwerpunkt dieser Arbeit war eine regional vergleichende Längsschnittstudie zum Übergang in München und Duisburg. Es handelte sich um eine qualitative Studie, deren Daten über Leitfadeninterviews erhoben wurden. Die Erhebungen fanden in beiden Regionen von 1988 bis 1991 statt. Wir haben eine erste Gesamtauswertung des Längsschnitts Anfang des Jahres unserem Auftraggeber, dem Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie vorgelegt, die demnächst auch als Veröffentlichung erscheinen wird.

Wir haben bewusst keine repräsentative Untersuchung durchgeführt, sondern haben entsprechend unserer Fragestellung eine Untersuchungsgruppe nach unterschiedlichen Startbedingungen im Übergang zusammengestellt. Es waren solche Jugendlichen, die eher Schwierigkeiten in der Bewältigung der Anforderungen des Übergangs zu erwarten hatten, bewusst überrepräsentiert. Wir haben die Hälfte der Jugendlichen in dualen Ausbildungen im 1. Ausbildungsjahr gesucht, die andere Hälfte der Jugendlichen entweder in Vollzeitangeboten der Berufsschulen oder in Maßnahmen der Arbeitsverwaltung wie Förderungslehrgängen, Grundausbildungslehrgängen und ausbildungsbegleitenden Hilfen.

Als eines der wichtigsten Ergebnisse dieser Untersuchung kann man ganz pauschal sagen: Die unterschiedlichen regionalen Rahmenbedingungen des Übergangs, das sind vor allem die ökonomische Situation mit ihren Folgen für den Arbeitsmarkt, aber auch die demographische Entwicklung, das Bildungsangebot und die weitgehend durch die Sozialstruktur bestimmte Bildungsbeteiligung, können in ihrer Bedeutung für die realisierten Übergänge in der Region kaum überschätzt werden.

Lassen Sie mich die beiden Untersuchungsregionen knapp kennzeichnen:

München ist eine prosperierende Region mit einem vielfältigen Arbeitsplatzangebot. Entsprechend vielfältig ist auch das Ausbildungsplatzangebot in einer großen Anzahl von Berufen sowohl im Handwerk als auch in industriellen Fertigungsberufen wie im Dienstleistungsbereich. Moderne Technologien spielen in München eine besondere

Rolle, es ist so etwas wie Deutschlands „silicon valley“ zugleich aber auch eines der führenden Dienstleistungszentren: Neben Siemens hat hier auch die größte Rückversicherung der Welt ihren Sitz, neben BMW spielt hier der Tourismus sowohl ökonomisch als auch für Ausbildung und Beschäftigung eine wichtige Rolle. Es gab in den letzten 20 Jahren in München immer mehr Ausbildungsplätze als nachfragende Jugendliche in einer großen Vielfalt von Berufen und auf unterschiedlichen Anforderungsniveaus.

Die Angebots-Nachfrage-Relation liegt hier auch heute noch – trotz eines besorgniserregenden Rückgangs der Zahl der Ausbildungsplätze – deutlich über 100%.

Duisburg dagegen ist vor allem zu kennzeichnen als eine durch die Stahlindustrie geprägte wirtschaftliche Monostruktur. Die Krise der Stahlindustrie belastet die Ausbildungs- und Beschäftigungssituation in der Stadt. Die angestrebte wirtschaftliche Umstrukturierung ist schwierig und kommt nur langsam voran. In dem Bemühen, moderne Dienstleistungen mit modernen, zukunftsträchtigen Arbeitsplätzen zu etablieren, unterliegt die Stadt oft in der Konkurrenz mit attraktiveren Nachbarstandorten. Solche Betriebe siedeln sich lieber im nahen Düsseldorf an, der Landeshauptstadt, die mit ihrem reichen Kultur- und Freizeitangebot ebenso wie als Dienstleistungszentrum von überregionaler Bedeutung auch in ihrer Sozialstruktur manche Ähnlichkeit mit München aufweist.

Die Tradition der Stahlindustrie mit ihren Folgen für die Wirtschafts- und Beschäftigungsstruktur hat ihre Auswirkungen in vielen Bereichen, auch in den beruflichen Orientierungen Jugendlicher mit ihren Implikationen für die Bildungsbeteiligung ebenso wie für die Lebensentwürfe. So gehört Duisburg bis heute zu den Großstädten in der Bundesrepublik mit der niedrigsten Bildungsbeteiligung. Es ist die Stadt mit einem der höchsten Anteile an Jugendlichen, die die Hauptschule ohne Abschluss verlassen – dem entspricht, dass die Anteile Jugendlicher in gymnasialen Bildungsgängen zu den niedrigsten in Nordrhein-Westfalen ebenso wie in der alten Bundesrepublik insgesamt gehören. Ein solches Bildungsverhalten machte in der traditionellen Wirtschaftsstruktur durchaus Sinn: Die Stahlindustrie fragte weiterführende Bildungsabschlüsse nur in geringem Umfang nach, sie bot aber immer auch für Jugendliche ohne Schulabschluss und ohne Ausbildung in einem anerkannten Ausbildungsberuf berufliche Chancen. Da konnte man – jedenfalls als Junge – mit 16 als Bote ins Stahlwerk gehen, und nach zwei oder drei Jahren, wenn man entsprechend kräftig war, bekam man einen Arbeitsplatz am Hochofen und konnte dort eine auch sozial durchaus anerkannte berufliche Karriere machen, und zwar mit einem Einkommen, das sich von dem eines Facharbeiters letztlich nicht unterschied und von dem eine Familie durchaus leben konnte. Die Arbeit in der Stahlindustrie, auch darauf sei hingewiesen, war traditionell Männerarbeit, was nicht nur bedeutet, dass Frauen hier kaum Arbeitsplätze fanden, sondern auch, dass diese Arbeit die Frauen in besonderer Weise auf die Familienrolle verpflichtete. Die Schichtarbeit der Männer in den Stahlbetrieben setzte die sich diesen Bedingungen anpassende Hausfrauenarbeit geradezu voraus, so dass wir auch heute noch in unserer Untersuchungsgruppe hier einen im Vergleich zu München deutlich höheren Anteil von Jugendlichen fanden, deren Mütter keine Berufsausbildung hatten oder nicht berufstätig waren.

Einige Ergebnisse: Unterschiede und Nicht-Unterschiede

• Die Bedeutung von Beruf und Arbeit

Als eines der wichtigsten Ergebnisse unserer Untersuchung in diesen bei den unterschiedlichen Regionen ist zunächst ein Nicht-Unterschied mitzuteilen: Die Jugendlichen, die wir nach dem Verlassen der Schule, also im ersten Ausbildungsjahr oder im ersten Jahr einer Maßnahme befragt haben, haben uns einheitlich und einmütig, Jungen wie Mädchen, Duisburger wie Münchner Jugendliche mitgeteilt, dass sie sich für ihre Zukunft ein Leben mit Arbeit vorstellen. Sie sehen für sich zur Sicherung ihrer wirtschaftlichen Existenz keine Alternative zur Erwerbsarbeit und sie streben dafür eine Berufsausbildung an. Für viele ist Arbeit aber nicht nur ein notwendiges Übel, Mittel zum Zweck der Sicherung der eigenen Existenz, sondern auch nicht wegzudenkender Bestandteil sinnvoller Lebensgestaltung – eine der schlimmen Befürchtungen für ein Leben ohne Arbeit ist für viele die tägliche Langeweile, und diejenigen, die bereits Phasen der Arbeitslosigkeit z.B. nach dem Abbruch einer Ausbildung erlebt haben, bestätigen dies unter Verweis auf ihre Erfahrung besonders nachdrücklich.

Dementsprechend hatte ein sicherer Arbeitsplatz als Bestandteil der eigenen beruflichen Zukunftsperspektive für fast alle Jugendlichen einen hohen Stellenwert. Für etwa 3/4 unserer Untersuchungsgruppe – und auch da gab es keinen Unterschied zwischen München und Duisburg und kaum einen Unterschied zwischen Jungen und Mädchen im Hinblick auf ihre Zukunftshoffnungen und Zukunftserwartungen – war der sichere Arbeitsplatz das Wichtigste.

• Orientierungsprobleme im Hinblick auf das künftige Berufsleben

Ein zweiter ebenfalls Nicht-Unterschied, den wir fanden, besteht darin, dass wir bei den Jugendlichen in der Situation nach dem Verlassen der Schule ein erhebliches Maß an Orientierungsschwierigkeiten und Orientierungsproblemen im Hinblick auf ihr künftiges Berufsleben, bei der Berufswahl und beim Versuch, berufliche Perspektiven zu entwerfen, vorgefunden haben. Wir haben bei vielen Jugendlichen – übrigens weitgehend unabhängig von ihrer sozialen Herkunft und dem erreichten Schulabschluss – festgestellt, dass sie die erste Station des Übergangs, ob es nun eine Maßnahme der Arbeitsverwaltung, ein Berufsvorbereitungsjahr oder auch eine Ausbildung im dualen System war, für eine erste Orientierung in der Arbeitswelt genutzt haben. Unterschiede zwischen Jugendlichen mit weiterführenden Bildungsabschlüssen und solchen, die nur einen Hauptschulabschluss oder nicht einmal diesen hatten, fanden wir eher in den Möglichkeiten der Nutzung und Verwertung dieser ersten Arbeitswelterfahrungen als hinsichtlich ihrer Orientiertheit. Ob diese Arbeitswelterfahrungen dann für eine berufliche Umorientierung genutzt wurden oder nicht, scheint vor allem davon abzuhängen, ob sich berufliche Alternativen erschließen lassen und hängt weniger von der Zufriedenheit mit dem jeweils gefundenen Berufseinstieg ab. So haben wir Umsteiger insbesondere auch unter den Jugendlichen mit den besten Ausbildungschancen und den erfolgreichsten Berufseinstiegen gefunden. Das waren in unserer Untersuchungsgruppe diejenigen, die es geschafft hatten, einen der Ausbildungsplätze zu erreichen, die zu den begehrtesten im dualen System gehören, – das sind diejenigen kaufmännischen Ausbildungsplätze in großen Industrie- und Dienstleistungsunternehmen, die für Azubis mit Abitur vorgesehen sind. Es gibt sie vor allem in den Konzernzentralen der Industrie, in Banken

und Versicherungen deutlich mehr in München als in Duisburg. Für jeden dieser Ausbildungsplätze gab es nach Auskunft der von uns befragten Ausbildungsleiter dieser Unternehmen 1988 mehr als hundert Bewerbungen. Daneben gibt es andere Ausbildungsplätze für dieselben Ausbildungsberufe in denselben Unternehmen, die für Jugendliche mit mittlerer Reife vorgesehen sind. Der Unterschied ist, dass für die hier Ausgebildeten mit Abitur Managementkarrieren vorgesehen sind. Gerade unter diesen Jugendlichen haben wir nicht wenige gefunden, die sich nach der zweijährigen Ausbildung völlig umorientiert haben, also etwa zur Hochschule gegangen sind. Einige haben dann, durchaus in Verfolgung der eingeschlagenen Karriere Betriebswirtschaft oder Jura studiert, andere aber haben sich auch der Soziologie oder Sozialpädagogik zugewandt und sich damit auch fachlich von ihrem außerordentliche Aufstiegschancen eröffnenden Berufseinstieg völlig abgewandt.

Die Orientierungsschwierigkeiten, die, wie das Beispiel zeigen sollte, keineswegs nur die schwächeren Jugendlichen im Übergang von der Schule in den Beruf haben, halte ich für eines der ernstesten Probleme dieser biographischen Lebensphase.

Aber, auch das ist festzustellen, nicht alle Jugendlichen sind orientierungslos und auch diejenigen, die sich als ausgesprochen hilfsbedürftig darstellen, sind nicht ohne Vorstellungen über ihren künftigen Platz in der Arbeitswelt.

Die Eltern als Orientierungsinstanz – Was können sie tatsächlich leisten?

Ich will deshalb hier ein bisschen ausführlicher darauf eingehen, wie die von uns befragten Jugendlichen zu dem, was sie an beruflichen Orientierungen hatten, gekommen sind, welche Erfahrungen sie heranziehen konnten und wer ihnen dabei geholfen hat. Wir hatten dazu einige Fragen gestellt. Dabei hat sich gezeigt: Die wenigen Jugendlichen, die eine ausgeprägte berufliche Orientierung hatten, die auch für ihren Berufseinstieg bedeutsam war, haben in jedem Fall die Eltern als wichtigste Ratgeber und Gesprächspartner genannt. Die Erfahrungen, auf die sie sich haben stützen können, haben sie vor allem durch privat vermittelte Berichte oder auch Arbeitsweltzugänge bzw. Einblicke gewonnen. Es sind vor allem die familiären Lebensverhältnisse, die die Grundlagen und Voraussetzungen für die Entwicklung beruflicher Orientierungen dieser Minderheit der orientierten Jugendlichen hergaben. Ihnen steht in der nicht repräsentativen Untersuchungsgruppe eine Mehrheit von etwas mehr als der Hälfte gegenüber, deren Eltern zu ihrer beruflichen Orientierung fast nichts beigetragen haben oder beitragen konnten. Viele Jugendliche haben das in die hübsche Formulierung gekleidet, die Eltern hätten ihnen „völlig freie Hand“ gelassen. Ich denke, das darf man in fast allen Fällen als Hilflosigkeit oder auch Überforderung der Eltern deuten. Dass Eltern der Berufseinstieg ihrer Kinder dabei keineswegs gleichgültig ist, zeigt besonders klar eine Untersuchung, die Anfang der 80-er Jahre an der Universität Bremen durchgeführt wurde. Sie weist besonders auf die eher hilflosen Versuche elterlicher Einflussnahme hin, die darin bestehen, dass sie vor allem einen diffusen Druck ausüben und erwarten, dass Jugendliche eher ihre Ansprüche reduzieren als das Risiko eingehen, jedenfalls zunächst einmal ohne Ausbildungsplatz zu bleiben. Sie erwarten oft, dass Jugendliche sich mit dem zufrieden geben, was sie gerade gefunden haben. Dabei ging es ihnen vor allem darum, dass die Jugendlichen „nicht auf der Straße herumliegen“, dass sie „auf jeden Fall

was machen“, „Hauptsache eine Lehrstelle“ – unter diesem Titel haben Helga Krüger und Walter Heinz Mitte der 80-er Jahre ihre Untersuchung zum Berufseinstieg Jugendlicher publiziert – ist angesichts krisenhafter Entwicklungen auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt für viele immer noch das Motto für den Berufsstart. Das sind natürlich Voraussetzungen, unter denen die Wahrscheinlichkeit hoch ist, dass Jugendliche mit den beruflichen Qualifizierungsgängen, seien es Ausbildungen oder Maßnahmen, in die sie so hineingeraten, unzufrieden sind. In dieser Unzufriedenheit liegt dann sicher oft auch ein Teil der Erklärung für Abbrüche.

Die Berufsberatung als Orientierungsinstanz – Was könnte sie leisten!

Die nach der Familie wichtige Agentur der beruflichen Orientierung für Jugendliche ist die Berufsberatung der Arbeitsämter. Hier gibt es allerdings das Problem, dass ein großer Teil nicht nur der schwächeren, hilfsbedürftigen Jugendlichen große Schwierigkeiten hat, von diesem Unterstützungsangebot den rechten Gebrauch zu machen. Viele dieser unterstützungsbedürftigen Jugendlichen überfordern die Berufsberatung offensichtlich, wenn sie nicht wissen, was sie machen wollen, und erwarten, dass ihnen hier zugleich Orientierung und die Vermittlung eines Ausbildungsplatzes geboten wird. Dennoch: Unter den in Frage kommenden öffentlichen Hilfen zur Unterstützung des Berufseinstieges wird das Arbeitsamt am häufigsten genannt. Es ist, wenn es wirksam wird, häufig als Informationsquelle nützlich. Besonders die Berufsinformationszentren wurden von vielen der von uns befragten Jugendlichen genutzt und von diesen auch als hilfreich und informativ wahrgenommen.

Bei der Auswertung der Fragen zur Berufsberatung stießen wir allerdings auf ein Dilemma, das denke ich bis heute kennzeichnend ist für die Einschätzung dieser Einrichtung durch die Jugendlichen: Sie neigen dazu, den Beitrag der Berufsberatung für Erfolge im Übergang sich selbst zuzuschreiben, während sie für Schwierigkeiten und Misserfolge beim Berufseinstieg die Berufsberatung durchaus mitverantwortlich machen. So kommt es durchaus vor, dass Jugendliche, die ihren Ausbildungsplatz durchaus im angestrebten Beruf über eine Adresse von der Berufsberatung gefunden haben, erklären: „Berufsberatung, ne, die hat mir eigentlich nichts gebracht.“ Häufig ist auch der Fall, dass Jugendliche, die schließlich wissen, was sie wollen, ihren Berufswunsch hinsichtlich persönlicher Eignung oder auch der Realisierbarkeit in der jeweiligen Region von der Berufsberatung überprüfen und bestätigen lassen oder auch nach für sie in Frage kommenden Alternativen fragen und dann, wenn sich für Sie nichts ändert, sagen, die Berufsberatung habe nichts gebracht. Positiv bewertet wird die Berufsberatung, jedenfalls zunächst, von den meisten derjenigen Jugendlichen, die nach längeren vergeblichen Bemühungen um einen Ausbildungsplatz schließlich in eine der so genannten Maßnahmen, also Förderungslehrgänge oder Grundausbildungslehrgänge vermittelt werden. „Jedenfalls zunächst“ muss allerdings betont werden, denn diese Bewertung ändert sich im Verlauf unseres Längsschnitts, wenn schließlich der Übergang in die Regelstrukturen von Ausbildung oder Beschäftigung nicht gelingt.

Diese sicher enttäuschende Bilanz der Einschätzung der Wirksamkeit der Berufsberatung durch ihre Klientel – jedenfalls des in unserer Untersuchungsgruppe vertretenen Teils dieser Klientel – wird nicht besser, aber vielleicht verständlicher und akzeptabler,

wenn wir sie mit dem Beitrag der Schule zur beruflichen Orientierung Jugendlicher vergleichen. Der ist nämlich – jedenfalls in unseren Befragungen – kaum nachweisbar. Das geht so weit, dass uns Realschüler ausgelacht haben, als wir ihnen die entsprechenden Fragen unseres Interviewleitfadens stellten, also etwa ob und wie Lehrer bei der beruflichen Orientierung geholfen haben, bei der Suche nach Ausbildungsmöglichkeiten u.ä. Für viele Jugendliche kommen Schule und Lehrer dafür offensichtlich überhaupt nicht in Frage.

Die Schule als Orientierungsinstanz – vergeudete Möglichkeiten

Dabei gibt es das Fach Arbeitslehre mit seinen Betriebspraktika – in Bayern zwar nur in der Hauptschule, in anderen Ländern aber auch in weiterführenden Schulen – und auch der Auftritt der Berufsberatung meist in den Vorabgangsklassen ist eine schulische Veranstaltung. Aber Auswirkungen für die berufliche Orientierung werden diesen im Vergleich zu den Handlungsmöglichkeiten der Berufsberatung ja außerordentlich langfristig angelegten Angeboten kaum zugeschrieben. Das wird allerdings ein wenig verständlich, wenn man etwas genauer hinsieht, wie sie durchgeführt werden.

Das Betriebspraktikum wird in den allermeisten Fällen völlig unzureichend vorbereitet. Jugendliche gehen ohne Fragen in das Praktikum hinein und kommen ohne Antworten heraus. Einige Jugendliche haben uns erzählt, dass sie auch bei der Suche nach einem Praktikumsplatz völlig allein gelassen wurden. Oft wurden sie gelobt, wenn sie den Praktikumsplatz – und zwar gleichgültig welchen – selbst gefunden hatten und keine Hilfe von der Schule nötig hatten. Aber die Frage, was für ein Praktikumsplatz denn möglicherweise geeignet wäre, den Interessen eines Jugendlichen entsprechende Arbeitswelterfahrungen und Arbeitswelteinblicke zu gewähren, hat niemand gestellt. Allenfalls geht es darum, das Praktikum zur Erkundung von Ausbildungsplatzchancen zu nutzen – so sehen es sowohl einige Jugendliche als auch manche Lehrer – oder aber, das ist dann die Sicht einiger Betriebe, unter den Jugendlichen eine Vorauswahl für die Besetzung von Lehrstellen zu treffen. Attraktionen des Praktikums waren oft die Zuwendungen, die die Jugendlichen von den Betrieben bekamen, also Geld oder auch Waren. Sportgeschäfte, so erfuhren wir aus dem Arbeitskreis Schule-Wirtschaft in München, erfreuen sich bei vielen Jugendlichen besonderer Beliebtheit, weil man dort zum Abschluss ein Paar Turnschuhe bekommt.

Mit der Arbeitslehre als Unterrichtsfach steht es in unseren Schulen soviel besser nicht: Dazu muss man auf die Untersuchungen von Horst Ziehfuß vom Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften in Kiel verweisen, der belegt, dass es trotz nunmehr jahrzehntelanger Bemühungen nicht gelungen ist, dieses Fach als gleichrangig mit anderen Fächern an unseren Schulen zu etablieren. In einigen Ländern wie in Bayern wird es nur an den Hauptschulen angeboten, was in unserem an gymnasialen Maßstäben orientierten Schulsystem für sich genommen schon ein Zeichen höchster Geringschätzung ist. Dem entspricht, dass es ganz überwiegend von Lehrerinnen und Lehrern unterrichtet wird, die dafür nicht einschlägig aus- oder fortgebildet sind. Dürfte man ähnliches von dem Lateinunterricht in einem der 16 Bundesländer behaupten, ich vermute, das wäre ein Skandal, der einen Kultusminister sein Amt kosten würde.

Dies alles sind Hinweise darauf, dass Schule sich ganz offensichtlich schwer tut, sich gegenüber der Arbeitswelt zu öffnen. Sie hat ähnliche Schwierigkeiten übrigens auch gegenüber anderen Bereichen außerschulischer gesellschaftlicher Realität wie etwa gegenüber dem Gemeinwesen und der Lebenswelt ihrer Schülerinnen und Schüler.

Die Chance für die Weiterentwicklung der Berufsberatung

Ich will jetzt hier nicht weiter der Frage nachgehen, warum das so ist, sondern eher versuchen die Frage zu beantworten, was das für die berufliche Orientierung von Jugendlichen heute bedeutet und welche Folgen es für eine Weiterentwicklung des Angebots der Berufsberatung haben kann.

Lassen Sie mich dazu vorweg eine Zwischenbilanz ziehen:

Die Ergebnisse unserer Untersuchung, die ich hier mitgeteilt habe, – und darin unterscheiden sie sich nicht von anderen Ergebnissen der Übergangsforschung der letzten 10-20 Jahre – zeigen, dass berufliche Orientierungen das Ergebnis eines zentralen Sozialisationsprozesses sind. Die wichtigsten Einflüsse für diesen Sozialisationsprozess kommen nach wie vor aus den sozialen Milieus und aus den Herkunftsfamilien, in denen Kinder und Jugendliche aufwachsen. Aber diese Sozialisationsfelder haben ihre Bezüge zur Arbeitswelt dramatisch verändert: die einstmals gegebene Eindeutigkeit zwischen bestimmten sozialen Milieus etwa auf dem Land oder in den Arbeiterwohnvierteln der Industriestädte nicht nur des Ruhrgebiets und entsprechenden beruflichen Perspektiven für die dort aufwachsenden jungen Menschen – und dieser Zusammenhang zur Arbeitswelt bestand vor allem für die jungen Männer – besteht heute nicht mehr. Entsprechendes gilt für den Zusammenhang zwischen der Herkunftsfamilie und den beruflichen Perspektiven. Berufliche Orientierungen sind heute über die traditionelle Form sozialer Vererbung von Väterberufen auf Söhne nicht mehr vermittelbar. Wo Töchter ihre Mütter beerbten – das sei zur Vervollständigung des Bildes ergänzt – fiel ihnen in der Regel nicht ein Beruf, sondern die Lebensperspektive als Mutter und Hausfrau zu.

Die aktuellen sozialen Veränderungen im Bereich der Familie mit ihren Folgen für das, was diese zur Sozialisation von Kindern und Jugendlichen heute beitragen können haben ebenso wie die Veränderungen im Bereich der Wirtschaft mit ihren Folgen für den Arbeitsmarkt und die veränderten Qualifikationsanforderungen an modernen Arbeitsplätze dieser Tradition beruflicher Orientierung durch Vererbung ein Ende gesetzt. Die Frage ist allerdings, was denn an die Stelle dieser traditionell von der Familie erbrachten Sozialisationsleistung mit ihren – ich habe es angedeutet – unvermeidlichen und für uns heutige nicht mehr vertretbaren Begrenzungen getreten ist:

Auch wenn ich ganz lange nachdenke, fallen mir als Antwort nur die Berufsberatung, die Arbeitslehre in der Schule und – von ihr war bisher nur indirekt die Rede – die Jugendhilfe mit ihren berufsbezogenen Angeboten ein.

Die Wirkung all dieser Angebote aber ist außerordentlich unbefriedigend, wie die Ergebnisse zeigen, die bisher in diesem Referat mitgeteilt wurden.

Meine Erklärung für diese unbefriedigende Wirkung ist, dass diese Angebote in ihrem Konzept immer noch den weitgehend gelingenden Prozess vorberuflicher Sozialisation über die Herkunftsfamilie und ihr soziales Umfeld voraussetzen, also davon ausgehen, dass Jugendliche gegen Ende ihres Besuchs der allgemein bildenden Schule zur grundlegenden beruflichen Orientierungen ausgeprägt haben, die dann nur noch der Ausdifferenzierung durch Arbeitswelterfahrung, wie sie das Betriebspraktikum bietet, oder der Umsetzung in eine Berufswahlentscheidung durch Beratung, wie sie die Berufsberatung bietet, bedürfen. Diese Voraussetzungen aber stimmen nicht. Tatsache ist vielmehr, dass Jugendliche gegen Ende ihrer Schulzeit, oft auch erst nach dem Verlassen der allgemein bildenden Schule Berufsfindungsprozesse erst einleiten, die dann erst zu beruflichen Orientierungen führen können. Für viele gerade schwächere Jugendliche allerdings bleibt in dieser Phase ihrer Entwicklung gar nicht mehr die Zeit, um solche beruflichen Orientierungen ausprägen und zur Grundlage von Berufswahlentscheidungen machen zu können.

Um der völlig unangebrachten nostalgischen Verklärung vergangener Zeiten nicht unnötig Vorschub zu leisten, sei angemerkt, dass auch die beschriebene und so nicht wieder herstellbare Form beruflicher Orientierung über soziale Vererbung mit dem Abschluss der allgemein bildenden Schule wohl nicht immer wirklich auch zu einem Abschluss gekommen war. Es hatte wohl immer auch etwas von Zwang an sich, wenn Arbeiterjugendliche sich mit 15 oder 16 Jahren für einen Beruf entscheiden mussten, der mit dem ihrer Väter große Ähnlichkeit hatte. Die veränderten Rahmenbedingungen des Übergangs heute aber lassen offensichtlich werden, dass in für fast alle Jugendlichen deutlich verlängerten Übergangsbioografien wesentliche Prozesse vorberuflicher Sozialisation und beruflicher Orientierung erst nach dem Abschluss der allgemein bildenden Schule stattfinden.

Erwartungen und Forderungen an die Berufsberatung für die Zukunft

Daraus folgt für mich, dass wirksame Hilfen für Jugendliche beim Übergang von der Schule in den Beruf in erster Linie als Unterstützung und Förderung eines Sozialisationsprozesses zu konzipieren sind. Ein Beratungsangebot, das Hilfen für eine als ausschließlich rational bestimmt gesehene Berufswahlentscheidung zu geben versucht, geht am Bedarf der Jugendlichen vorbei.

Das drückt sich in den Aussagen der Jugendlichen über ihre Erfahrungen mit der Berufsberatung auch deutlich aus. Es sind fast immer Enttäuschungen, über die sie berichten, ohne – und das ist wichtig – dass sie in der Lage wären, ihre Erwartungen an die Berufsberatung konkret zu benennen. Es fehlen ihnen ganz offensichtlich die Voraussetzungen für die Wahrnehmung eines Unterstützungsangebots, das weitgehend durch das Bereitstellen von Information für eine Berufswahlentscheidung geprägt ist.

Beides, die vorberufliche Sozialisation und die berufliche Orientierung in den letzten mindestens zwei bis drei Jahren vor dem Schulabschluss wie auch die

Weiterführung dieser Sozialisationsprozesse nach dem Verlassen der allgemein bildenden Schule sind Handlungsfelder, in denen das Fachwissen und die Expertise der Berufsberatung dringend benötigt werden – allerdings auf eine Weise, die sie für die Förderung dieses Sozialisationsprozesses, in dem auch berufliche Orientierung erfolgt, verfügbar macht. Ich sehe deshalb die dringende Notwendigkeit für die Berufsberatung, sich noch mehr als bisher schon als Kooperationspartner der Sozialisationsagenturen zu etablieren, die diese biografischen Phasen weitgehend bestimmen, nämlich die Schule, die Jugendhilfe, die Berufsschule und – möglicherweise – auch die Ausbildungsbetriebe.

Wie das geschehen kann, muss gut überlegt und erprobt werden. Das Deutsche Jugendinstitut hat in München die Einrichtung eines Modellversuchs „Vorberufliche Bildung“ angeregt, der an einigen Münchner Hauptschulen, an denen es bereits eine entwickelte Zusammenarbeit zwischen Jugendhilfe und Schule gibt, die Intensivierung der Zusammenarbeit auch mit der Berufsberatung vorsieht. Eine der konkreten Zielsetzungen dieser Zusammenarbeit ist die Erarbeitung einer Übergangsplanung für jeden Jugendlichen in den letzten beiden Schuljahren, die eine für ihn realistische Perspektive für seine beruflichen Ziele und Möglichkeiten ebenso wie die Wege, die dahin führen, beschreibt.

Die Fortsetzung dieser Kooperation einschließlich der beteiligten allgemein bildenden Schulen über das Ende der Schulzeit hinaus wäre mein Traum. Ich denke, sie würde auch für die Schulen einen Zugang zu Arbeitswelterfahrungen erschließen, deren sie so dringend bedürften, damit sie wissen, wohin – neben manchem anderen – sie ihre Jugendlichen entlassen und welcher Art die Anforderungen sind, die diese dort zu bewältigen haben.

Eine Berufsberatung, die sich auf derartige Kooperationen einlässt, trägt damit ganz wesentlich zur Schaffung der Voraussetzungen dafür bei, dass ihre einzel-fallbezogenen Angebote weiterhin Sinn machen und von den Jugendlichen mit Aussicht auf Erfolg genutzt werden können.

Ihre Funktion in solchen Kooperationen ist im Idealfall die einer Systemberatung der Partnerinstitutionen des Bildungswesens und der Jugendhilfe mit dem Ziel

- die Kenntnisse über die Arbeitswelt und das Übergangssystem in diesen Institutionen zu verbessern,
- die Entwicklung von Bezügen zwischen Schulen, Jugendhilfe und Arbeitswelt zu unterstützen
- und dadurch dazu beizutragen, dass Schule wie auch Jugendhilfe ihren Beitrag zu Bildung und Erziehung in unserer Gesellschaft auch als einen Beitrag zu vorberuflicher Bildung verstehen und leisten können.

Um nicht missverstanden zu werden, möchte ich abschließend betonen: Ich plädiere keineswegs dafür, den traditionellen Auftrag der Berufsberatung mit seiner Schwerpunktsetzung bei den einzelfallbezogenen Beratungsangeboten zugunsten neuer Formen der Kooperation mit den großen öffentlichen Sozialisationsagenturen aufzugeben.

Mein Plädoyer zielt vielmehr auf eine Ergänzung dieser traditionellen Aufgabenstellung, weil ich befürchte, dass dieser traditionelle Aufgabenzuschnitt für sich allein nicht dauerhaft tragfähig ist. In der zu intensivierenden Kooperation mit Schule und Jugendhilfe sehe ich die Chance, zu den Voraussetzungen für die Sinnhaftigkeit dieses Beratungsangebots beizutragen und ihm damit langfristig den heute noch weitgehend ausbleibenden Erfolg und auch die nötige öffentliche Anerkennung zu sichern, die nötig sind, damit man hoffen kann, dass auch in Zukunft öffentliche Mittel in ausreichendem Umfang dafür bereitgestellt werden.

Mich interessiert, was Sie von diesen Vorstellungen halten.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!



Deutscher Verband für Bildungs- und Berufsberatung e.V.

Bundvorsitzende: Birgit Lohmann

Geschäftsstelle c/o A. Büchner, Ulanenstraße 20, 40468 Düsseldorf

Fon: 0211/453316, Email: kontakt@dvb-fachverband.de

www.dvb-fachverband.de